



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Vlada Urošević

MEINE COUSINE EMILIA

Roman in achtzehn Erzählungen

Aus dem Mazedonischen  
von Benjamin Langer

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Der Übersetzer dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die großzügige Förderung der Arbeit am vorliegenden Text.*



Deutsche Erstausgabe 2013  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Die mazedonische Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel  
>Mojata rodnina Emilija< bei Makedonska kniga, Skopje  
© Vlada Urošević  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter Verwendung von Fotos  
von Arcangel Images / Mark Owen und Benjamin Langer  
Gesetzt aus der Arno Pro 11,25/14,9`  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck & Bindung: Kösel, Krugzell  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24996-6

## DREI WÜNSCHE

Meine frühesten Erinnerungen an Emilia sind mit dem Auftauchen der Elefanten in unserer Stadt verbunden. Oder besser gesagt mit den Elefanten und den toten Pferden. Die Elefanten waren natürlich ungewöhnlicher. Die Pferde hatten weiße, starre Augen, ihre Zähne waren gebleckt. Auf einem Auge landete eine große grüne Fliege. Ich erinnere mich, dass Emilia niederkniete, die Fliege verscheuchte und das Auge mit einer Blume bedeckte, die sie in einem Garten gepflückt hatte.

Doch wo und wie war Emilia aufgetaucht? Mein Gedächtnis ist nicht ganz zuverlässig, die Abfolge der Ereignisse gerät bisweilen durcheinander, später wurden widersprüchliche Versionen erzählt, die Fotografien aus dem Familienalbum geben ebenso wenig Aufschluss wie Opa Simons Aufzeichnungen. Manchmal denke ich sogar, dass es Emilia dank einer nur ihr eigenen Fähigkeit gelungen ist, die Erinnerungen zu einem unentwirrbaren Knäuel zu verwickeln und die Vergangenheit unleserlich und unentzifferbar werden zu lassen.

Manchmal scheint es mir, als hätte ich sie vor dem Krieg nie gesehen, aber das kann nicht als gesichert gelten – ich war damals noch klein, und in meiner Erinnerung nehmen die

Ereignisse Dimensionen an, die nicht der Realität entsprechen: Einem kleinen Schächtelchen wird darin mehr Raum zugewilligt als der Zerstörung ganzer Stadtviertel. Doch mit Beginn des Krieges wird das Bild meiner Cousine Emilia zweifellos deutlicher und schärfer.

In jenen ersten Kriegstagen, als das Haus sich ständig füllte und wieder leerte, als sich dort bekannte und unbekannte Menschen die Klinke in die Hand gaben, als sich aus allen Himmelsrichtungen die unglaublichsten Nachrichten wie bunte Schmetterlinge in ihm niederließen, als die Gespräche jedes Mal abbrachen, wenn die Tür sich öffnete, und als alles – Schlafengehen, Aufstehen, Essen – durcheinandergeraten war, herausgerissen aus dem gewohnten Ablauf (was gleichermaßen fantastisch und schrecklich war), stellten sich bei uns auch Verwandte ein, die ich, wie mir schien, noch niemals zuvor gesehen hatte. Sie waren zurückhaltend und auf eine abwesende Art liebenswürdig, mit einer gewissen Verlorenheit im Blick: ein unrasierter Mann mit Brille, in dessen Miene etwas zugleich Verzweifeltes und aufgesetzt Lustiges lag, eine Frau, die ständig Krimskrams aus einem Behältnis in ein anderes umfüllte – sie nahm etwas aus dem einen heraus und legte es dann in einer bestimmten Anordnung in das andere, nur um es sich im nächsten Augenblick anders zu überlegen und wieder von vorne zu beginnen, jetzt anders herum –, und ein Mädchen, das ohne zu blinzeln in die Betrachtung einer aus einer Illustrierten ausgeschnittenen und in einem alten Bilderrahmen an der Wand der Diele aufgehängten Fotografie von Elefanten versunken war.

»Das sind afrikanische Elefanten«, sagte ich schulmeisterlich. Und stolz auf mein Wissen fügte ich hinzu: »Sie unter-

scheiden sich von denen aus Indien.« Ich fühlte mich ihr überlegen: Sie mochte gerade einmal acht Jahre alt sein, und ich war schon elf.

»Sind sie lebendig?«, fragte sie plötzlich.

Ihre Frage verwirrte mich. Ich verstand nicht ganz, was sie meinte.

»Na ja, es ist ja eine Fotografie, also müssen sie lebendig sein«, sagte ich. »Sie sind fotografiert worden, verstehst du? Nicht gezeichnet.«

»Ich mag lebendige Elefanten lieber als fotografierte Elefanten«, sagte sie schlicht, sah mich an und errötete.

In diesem Augenblick kamen Nachbarn ins Haus gestürzt und schrien, der Himmel sei voller Flugzeuge. Alle liefen hinaus und beschirmten die Augen mit ihren Handflächen: In den Tiefen des Himmels blitzten gerade noch sichtbar die winzigen, leuchtenden, spindelförmigen Flugzeuge. Um sie herum blühten die weißen Wölkchen der Flugabwehr auf.

»Hör mal«, sagte ich zu Emilia, die noch immer die Elefanten auf der Fotografie betrachtete, »in einer Straße hinter unserem Haus liegen zwei tote Pferde. Die wurden mit Maschinengewehren vom Flugzeug aus erschossen. Möchtest du sie sehen?«

Ich konnte ja nicht ahnen, zu welch unvorhersehbaren Abenteuern meine Aufforderung führen und wie rasch Emilia diejenige sein würde, die mich zu einer Reise ins Unbekannte aufforderte und der ich gehorsam folgte. Doch in jenem Augenblick begann die Kette unglaublicher Ereignisse, von denen zu erzählen ich versuchen werde – wobei mir vollkommen bewusst ist, wie unglaubwürdig sie klingen müssen.

Von den anderen unbemerkt gingen Emilia und ich über den Hinterhof auf die Straße. Auf dem Pflaster lagen ein weggeworfener Schirm, ein Damenschuh mit abgebrochenem Absatz, irgendwelche Briefe, ein Puppenkopf, ein Löffel. Aus einer aufgeschlitzten Matratze quoll die Stopfwohle hervor.

Emilia entschied sich für den Puppenkopf, wischte den Staub ab und nahm ihn mit. Sie blieb einen halben Schritt hinter mir, ein folgsames kleines Mädchen, das sich zwar dem Willen eines Älteren unterwirft, aber dennoch entschlossen ist, ihm durch sein Verhalten seine Ebenbürtigkeit zu beweisen.

Die Pferde waren noch immer da, wo ich sie am Tag zuvor entdeckt hatte. Das eine Pferd lag mit den Hinterbeinen auf der Straße und mit dem Kopf im Rinnstein. Der Kopf des anderen hingegen lag auf dem Bürgersteig. Ein Auge schien uns voll irrer Verzweiflung anzustarren. Als wir näherkamen, sah ich, dass sich in der hervortretenden Wölbung des Auges das gezackte Laub der Bäume und das weiße Spitzengewebe der Wolken spiegelten, so ähnlich wie bei den Glaskugeln, die auf lange Stäbe gesteckt in manchen Gärten standen. Emilia rupfte eine große weiße Blume aus einem benachbarten Garten und legte sie darauf.

Damit verlor das Auge des toten Pferdes seinen Ausdruck irren Entsetzens. Aber die Fliegen landeten nach wie vor auf den Rändern des halb geöffneten Mauls, aus dem die großen gelben Zähne hervorragten.

»Sie sind schön«, sagte meine Cousine Emilia. »Schöne tote Pferde«, fügte sie hinzu.

»Gehen wir zurück?«, fragte ich mit der Autorität des Älteren.



Meine Cousine Emilia schürzte die Lippen und gab mir damit zu verstehen, dass sie nicht einverstanden war. Es war, als blitzte in ihren Augen etwas Listiges auf, das ganz und gar nicht altersgemäß war. Sie wandte sich mir zu und blickte mir, ohne zu blinzeln, direkt in die Augen, diesmal ohne rot zu werden, mit einer rückhaltlosen Entschlossenheit, selbstbewusst und beinahe unverschämt. Das kleine folgsame Mädchen, das eben noch schweigend, beinah zaghaft, einen halben Schritt hinter mir gegangen war, entpuppte sich auf einmal als ein Wesen, das sich einer ihm innewohnenden Macht bewusst war. Ich sah sie verwirrt an.

»Und was soll ich dir jetzt zeigen?«, fragte sie.

Ihr unerwarteter Vorschlag verblüffte mich, aber mehr noch die Selbstsicherheit, mit der sie ihn gemacht hatte, und ich antwortete nicht.

»Du hast drei Wünsche frei«, sagte sie. »Beeil dich.«

»Wo hast du das denn her?«, fragte ich. »Hast du dir das ausgedacht?«

Ihre hochgezogene Oberlippe und die gerümpfte Nase zeigten mir, dass sie mit meiner mangelnden Bereitschaft, ihre Vorschläge anzunehmen, nicht zufrieden war.

»Das ist ein Spiel«, erklärte sie.

»Ich habe ein Märchen gelesen, in dem das vorkommt«, sagte ich. »Es heißt ›Drei Wünsche‹. Da gibt es eine Fee, die das macht, ich meine, die die Wünsche erfüllt. Oder einen Fisch. Ich weiß es nicht mehr.«

»Gut«, sagte meine Cousine Emilia ein wenig ungeduldig. »Dann ist es eben ein Märchen. Aber du hast drei Wünsche frei. Sag, was du sehen willst.«

Ich dachte nach, anscheinend zu lange.

»Vielleicht irgendwelche Tiere«, sagte meine Cousine Emilia.

»Ja«, sagte ich, »Tiere.«

»Welche?«

Wieder überlegte ich zu lange.

»Elefanten?«

Jetzt übertrieb sie es aber.

»Ja«, sagte ich, »Elefanten. Zeig mir Elefanten.«

Emilia leckte sich die Lippen. Ich nahm ein triumphierendes Zucken in ihrem Lächeln wahr.

»Gut«, sagte sie. »Komm.«

Jetzt übernahm sie die Führung, zielstrebig, mit einer Sicherheit, die meinen Widerstand brach und jeden Zweifel ausräumte. Worum ging es hier eigentlich? Um den verletzten Stolz eines kleinen Mädchens, das mir zeigen wollte, dass nicht nur ich etwas wusste? Um eine schon vorher ausgeheckte kleine Betrügerei? Um einen Trick, der letztlich darauf hinauslaufen würde, dass sie irgendein Bildchen oder kleines Spielzeug hervorziehen würde?

Doch ich hatte keine Zeit, genauer darüber nachzudenken: Emilia ging ohne Zögern voran, selbstgewiss und mit einer beinahe schlafwandlerischen Sicherheit, wie jemand, der bereits unzählige Male denselben Weg mit demselben Ziel gegangen ist.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich.

Emilia antwortete nicht.

Wir gingen durch ein paar verlassene Straßen, in denen als einzige Spur der jüngsten Geschehnisse ein großer Damenstrohhut mit einem seitlich angebrachten kleinen Kunstblumenstrauß lag, über den das Rad eines Wagens hinweggerollt

war. Dann betrat meine Cousine Emilia einen Garten und ging von dort aus durch eine kleine Pforte in einen weiteren. Er war menschenleer. In einem der Gärten stand ein gedeckter Tisch, doch sowohl die Gastgeber als auch die zu dieser Mahlzeit geladenen Gäste waren verschwunden. Wespen surrten über den leuchtend weißen Tellern. Durch die Blumenbeete liefen Hühner und scharrten so heftig, dass die Erde umherflog, eher aus Boshaftigkeit als um Nahrung zu suchen: Offensichtlich hatte die Abwesenheit der Menschen eine törichte Verwegenheit in ihnen geweckt. Ein Huhn war sogar auf den Tisch geflogen und stolzierte wichtigtuerisch zwischen den Tellern umher. Als ich die Hand gegen das Tier erhob, gackerte es überrascht auf und flatterte herunter. Staub wirbelte auf.

Der Lärm der Stadt rückte in immer weitere Ferne: Das Summen der Bienen, das Gackern der Hühner und das Schril-len der Zikaden legte sich darüber.

Die Gärten wirkten immer verlassener. Manche waren von Gräsern überwuchert, viele Obstbäume waren verdorrt, zahllose Äste abgebrochen. Die Zäune waren an vielen Stellen durchlöchert, es fehlten Latten. Das Unkraut gedieh üppig, wild und verrückt, wie Schaum auf den Lippen eines Idioten, in dem riesige, maßlose Worte heranwachsen, ohne ausgesprochen werden zu können, und immer mehr anschwellen, bis sie in Größe und Form die Öffnung des Mundes übertreffen. Die Kletten und Disteln erreichten hier eine riesenhafte Größe; wir bahnten uns unseren Weg wie durch einen Dschungel. Zäh widersetzten sich uns die fleischigen Blätter, die Stängel voll klebrigen grünen Safts wollten uns nicht durchlassen. Über dem Dickicht lastete drückende

Schwüle, brummten plumpe Insekten, wogte die warme Luft.

Hinter einigen umgestürzten Lattenzäunen hörten die Gärten schließlich auf: Von dieser bereits niedergerissenen Grenze an erstreckte sich das Reich der Stadtrandbrachen, das verwilderte Niemandsland der Dornengewächse.

»Wir sind da«, sagte meine Cousine Emilia und gab mir ein Zeichen, dass wir uns auf den Boden legen sollten. Ich war überzeugt, dass dieses ganze Spiel zu nichts führen würde, aber in Emilias Miene lag etwas, das mich noch davon abhielt, dem Ganzen ein Ende zu setzen.

Folgsam legte ich mich hin, meinen Gehorsamseifer ihr gegenüber ironisch übertreibend, und betrachtete das Gewimmel der Ameisen, die sich auf dem Weg zu nur ihnen bekannten Zielen durch das wundersame Dickicht kämpften. Die Erde roch nach verfaulten Früchten, nach angesengten Lumpen und tierischem Schweiß und nach etwas Namenlosem, das aufregend und geheimnisvoll war. Ich wollte Emilia sagen, dass das Spiel langsam albern werde und dass es für uns an der Zeit sei, nach Hause zu gehen, als sie meine Schulter berührte.

»Da sind sie«, sagte sie.

Sie sahen genauso aus wie auf der Fotografie in der Diele: Langsam und schwerfällig, wie Hügel, die sich in Bewegung gesetzt haben, schritten sie durch die hohen Gräser und das wuchernde Unkraut und schwenkten ihre Rüssel in einem beinahe feierlichen Rhythmus. Irgendwann waren sie nur noch hundert Meter von uns entfernt: Als wir unsere Köpfe hoben, konnten wir sie zwischen den scharfen Spitzen der Dornen und den samtigen Blättern der Brennnesseln hindurch sehr gut erkennen.

»Elefanten«, sagte ich und traute meinen Augen noch immer nicht. »Genau wie auf der Fotografie!«

Meine Cousine Emilia kicherte unterdrückt.

»Lebendige Elefanten sind schöner als die auf Fotografien«, sagte sie, »oder?«

Würdevoll, ernst, sich ihrer Größe bewusst schritten die Elefanten durch das Gestrüpp und rissen mit ihren Rüsseln von Zeit zu Zeit einen Busch heraus, um ihn sich ins Maul zu stecken. Es waren vier. Dann tauchte, sich zwischen den Großen hindurchdrängend, noch ein fünfter auf – ein Elefantenjunges, das auf lustige Art herumtorkelte und den Großen immer wieder zwischen die Beine geriet.

Ich stützte mich auf die Hände, um besser sehen zu können.

Doch da war plötzlich ein Geräusch zu vernehmen, und dann bemerkten wir das Flugzeug im Sinkflug. Es flog über die Elefanten hinweg und beschrieb danach einen Halbkreis über unseren Köpfen.

»Er hat sie gesehen«, stieß ich panisch hervor.

Es war, als spürten die Elefanten die Gefahr. Sie waren mit erhobenen Rüsseln stehen geblieben und drückten sich aneinander; das Elefantenjunge war zwischen ihren Beinen versteckt.

Das Flugzeug kehrte zurück und flog immer tiefer. Sein Maschinengewehr ragte drohend aus seinem Bug hervor: Das Flugzeug erinnerte an ein hässliches Insekt mit einem Stachel vorne am Kopf.

Von einem Malvenstängel aus flog mir eine kleine schwarze Mücke ins Auge. Das Auge brannte und die ganze Landschaft verschwand hinter einem dichten Schleier. Vor Schmerz kniff ich die Augen zusammen.

»Den Hals soll er sich brechen!«, rief ich zornig aus.

Ich öffnete die Augen genau in dem Moment, als aus dem Flugzeugrumpf orangene Flammen schlugen. Das Flugzeug wurde durchgerüttelt, brennende Teilchen stoben von ihm weg. Und im nächsten Augenblick verschwand es, einen schwarzen Schweif aus dichtem Qualm hinter sich her ziehend, hinter den Bäumen, wo das Brachland zu Ende war. Sicher war es von einem Geschoss der Flugabwehrgeschütze getroffen worden. Dann drang von dort eine dumpfe Explosion zu uns herüber.

Meine Cousine Emilia kicherte.

»Das war der zweite Wunsch«, sagte sie.

Die Elefanten standen noch immer abwartend da und schnoberten vorsichtig in der Luft, als spürten sie, dass die Gefahr noch nicht vorüber war. Und tatsächlich: Von der anderen Seite der Brache her waren Stimmen zu hören. Das abgestürzte Flugzeug hatte eine Gruppe Soldaten aus der Stadt angelockt, die mit schussbereiten Gewehren den Absturzort suchten. Sie hatten sich aufgeteilt und verständigten sich mit Zurufen, während sie im Dickicht der Dornensträucher nach einem Pfad Ausschau hielten. Nur noch ein wenig näher, und sie würden die Elefanten bemerken.

»Sie werden sie entdecken«, sagte meine Cousine Emilia, vollkommen kaltblütig und ohne auch nur die geringste Anteilnahme in diese unbarmherzige Feststellung zu legen.

Und tatsächlich: Der Soldat, der am weitesten vorausgelaufen war, hielt plötzlich inne. Dann rief er etwas und zeigte auf die Elefanten.

In meiner Aufregung hatte ich nicht bemerkt, dass meine Hand auf einem Ameisenhaufen lag. Erst als ich ein beißen-

des Prickeln verspürte, sah ich, dass große Ameisen mit roten Köpfen meine Hand angegriffen hatten.

Ich streifte die Ameisen, die sich mit ihren Mundwerkzeugen fest in meiner Haut verbissen hatten, mit der anderen Hand ab.

»Haut ab!«, rief ich. »Verschwindet!«

»Wer soll verschwinden?«, fragte meine Cousine Emilia scheinbar arglos.

»Die Elefanten«, sagte ich im letzten Moment.

Der Soldat, der den anderen Zeichen gemacht hatte, blieb stehen. Ein paar andere kamen nähergerannt. Er zeigte auf die Stelle, wo bis eben die Elefanten gewesen waren.

Aber dort war jetzt nichts mehr zu sehen. Unter der Sonne, die mit unveränderter Glut vom Himmel brannte, leuchteten nur die scharfkantigen Gräser, wiegte sich sanft das Unkraut, blühten die gekrönten Distelkelche. Über alldem wogte schwer die warme Luft.

Die Elefanten waren verschwunden.

»Der dritte Wunsch«, sagte meine Cousine Emilia mit einem leicht boshaften Gesichtsausdruck. »Das war's.«

»Was?«, fragte ich.

»Die drei Wünsche«, sagte sie und stand auf. Sie schüttelte das trockene Gras aus ihrem Rock, schaute mich an, als bemitleide sie mich, und gab mir die Hand, damit ich sie aus dem Dickicht führte.

Wir kehrten auf einem kürzeren Weg nach Hause zurück. Die Erwachsenen waren damit beschäftigt, den Keller umzuräumen: Sie hatten beschlossen, daraus einen Luftschutzraum zu machen. Sie holten Trödel von unten hoch, alte Fässer, Lampen mit zerbrochenen Schirmen, schimmelige

Bücher, und brachten Feldbetten und Decken hinunter, stellten eine Hausapotheke zusammen. Von unserer Abwesenheit hatten sie kaum Notiz genommen.

»Wo wart ihr denn?«, fragten die Tanten.

»Ich habe Emilia die toten Pferde gezeigt«, sagte ich.

»Oh Gott, was sind das nur für Zeiten«, seufzten die Tanten. »Zu unserer Zeit haben die Jungen den Mädchen schönere Dinge gezeigt.«

Wir gingen ins Haus. Ich schaute zur Fotografie und blieb verblüfft stehen: Ich hätte schwören können, dass vorher die Köpfe der Elefanten dem Betrachter zugewandt waren, jetzt aber standen sie genau andersherum, sie waren auf dem Weg ins Dickicht des Dschungels, der sich bereits um sie herum schloss.

Ich wollte jemanden danach fragen, um meine Erinnerung an die Fotografie zu überprüfen, überlegte es mir aber anders. Im Salon saßen Opa Simon und der Richter Pletvarski, ein häufiger Gast in unserem Haus, in den Sesseln und sprachen über ein Flugzeug, das abgeschossen worden und irgendwo am Stadtrand abgestürzt sei. Als ich an ihnen vorbeiging, blieb ich kurz neugierig stehen; sie aber warfen mir einen tadelnden Blick zu und ich ging weiter in die Küche.

Dort saß bereits meine Cousine Emilia. Sie sah mich prüfend an, doch ich sagte nichts – weder von der Veränderung, die ich auf der Fotografie bemerkt hatte, noch von dem, was ich belauscht hatte. Ich streckte ihr nur die Zunge heraus und fing an, auf der Suche nach etwas Essbarem im Küchenschrank herumzustöbern.

Das sind meine ersten Erinnerungen an meine Cousine Emilia. Wenn mir später die Elefanten in den Sinn kamen,



redete ich mir ein, dass die Tiere während der Bombardierung aus dem Zoologischen Garten ausgebrochen waren und dass mir Emilia, die etwas davon wusste, den Wunsch eingab, sie zu sehen, um sie mir dann zeigen zu können. Doch wie groß war mein Erstaunen, als mir Jahre später die Chronik des Zoologischen Gartens unserer Stadt in die Hände fiel, verfasst von seinem ehemaligen Direktor, Professor Dudevski. Vergeblich suchte ich darin nach Informationen über die Elefanten bei Kriegsbeginn. Damals – so stand es in der Chronik – gab es im Zoologischen Garten Bären, Wölfe, Füchse und sogar einen Luchs, all diese Tiere waren in der Chronik aufgeführt, aber keine Elefanten. Die wurden erst viele, viele Jahre später erworben; ihr Transport in einem Zug mit einem Spezialwaggon war eine große Sensation in der Stadt, in der Abendzeitung wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, um die schönsten Namen für sie zu finden, und in der Nähe ihres Geheges wurde sogar ein kleiner Laden eröffnet, wo die Kinder Erdnüsse in kleinen Tüten kaufen konnten, um sie dann ihren Rüsseln hinzuhalten. Als ich jedoch die riesigen Dickhäuter gesehen habe, wie sie durch das Brachland hinter den letzten Häusern am Stadtrand stampften, hätte man Elefanten dort eigentlich überhaupt nicht antreffen dürfen.

Und trotzdem sehe ich sie in meiner Erinnerung vor mir, wie sie zwischen den Kletten und hohen Disteln einherschreiten und die großen Blätter der Gewächse aus dem wilden Garten unserer Kindheit abreißen, während meine Cousine Emilia neben mir auf der trockenen Erde liegt und verstohlen kichert.

Ich bin fest davon überzeugt, dass ich sie gesehen habe, so wie ich auch davon überzeugt bin, dass meine Cousine Emilia eigentlich eine kleine Hexe war.

## DER PFEIFENDE HUND

In jenem Winter zeigte sich der pfeifende Hund zum ersten Mal. Es schneite, und durch die frostblaue Weite des Nachthimmels trudelte und schwebte alles Mögliche: erfrorene Fallschirmspringer, Flugzeuge ohne Piloten, Räder von Lokomotiven, die irgendwo an der Front explodiert waren, Radionachrichten, alte Lenkballons, Krähen. Es war Krieg, und in unserer Küche fand sich Abend für Abend die gesamte Verwandtschaft ein. Tagsüber war jeder in der Stadt unterwegs, um seine unverständlichen, geheimnisvollen Angelegenheiten zu erledigen, doch abends versammelten sie sich in unserer warmen, überfüllten Küche.

Durch die entlegenen, von Schneewehen abgeschnittenen Vorstädte, an Militärposten und Absperrungen vorbei kämpfte sich Onkel Atanas auf seinem Fahrrad und traf dann verfroren und zum Eiszapfen erstarrt bei uns ein, es kam Tante Evdokia mit dem dicken Bauch, aus dem das schon so lange erwartete Baby einfach nicht herauskommen wollte, es erschien Opa Simon, das Familienoberhaupt, und es kamen die Kinder – meine Cousine Emilia in einem zerschlissenen Pelz aus Katzenfell –, die Onkel und Tanten, entfernte Verwandte, die schon in Vergessenheit geraten waren; sie alle kamen und

drängten sich in der warmen Küche. Das war eine Art Familienrat, das höchste Gremium innerhalb der Verwandtschaft, das nur in Ausnahmesituationen zusammentrat: im Krieg, bei Todesfällen und skandalösen Vorkommnissen innerhalb der Familie.

Unsere Küche war der einzige beheizte Ort auf der Welt: Draußen war die Stadt blau vor Kälte, die Straßen wirkten zerbrechlich, als wären sie aus bemaltem Porzellan, und die Schritte der vereinzelt Fußgänger hallten auf ihnen wider wie unter einer Glasglocke. Drinnen hingegen, in unserer Küche, brannte im großen, rechteckigen Ofen ein Feuer. Holzscheite waren ein rares Gut, daher wurde er außerdem mit Papier beheizt: Wir verbrannten Briefe, Stromrechnungen, Einladungen zu lang zurückliegenden Maskenbällen und Ansichtskarten aus den Badeorten, in denen Opa Simon zur Kur gewesen war. Der Inhalt lange nicht geöffneter Schubladen dünnte aus. Auch Kalender aus längst vergangenen Jahren kamen an die Reihe, von den Onkeln gesammelte pornografische Darstellungen, Weihnachtskarten, ärztliche Verordnungen, Schulzeugnisse, Poesiealben, alte Zugfahrkarten und Chemielehrbücher.

Sich in einem anderen Raum aufzuhalten, war unmöglich. Ganze Teile des Hauses blieben unerforscht, die Zimmer waren dunkle Höhlen, an deren Fenster der Frost eine seltsame polare Flora malte. Ins Badezimmer gelangte man nur mit Mühe: Dort hingen lange Eiszapfen von den Armaturen, die Wasserrohre waren geplatzt und man hatte vergeblich Bandagen aus Lumpen und Stroh um sie herumgewickelt. Die Tür des großen, jetzt völlig ausgekühlten Rundofens stand weit offen. Das Badezimmer war ein großes, verlassenes

Unterseeboot aus den Romanen von Jules Verne, abgetaucht in die endlose Ödnis der Winternacht.

In der Küche saßen wir Kinder in der Ecke beim Fenster. Dort litten wir alle zusammen an Keuchhusten und Windpocken, an Scharlach, Mumps und Langeweile. Es war uns verboten, uns den Erwachsenen anzuschließen und zuzuschauen, wie sie Domino spielten und die großen Landkarten in dem zerfledderten Weltatlas umblättern, wobei sie irgendwelche Entfernungen in Spannen und Daumenlängen abmaßen.

An einem dieser Abende hörten wir den pfeifenden Hund zum ersten Mal: Durchs Fenster erkannten wir ganz deutlich seine dunkelviolette Silhouette in der Polarnacht des Kriegswinters. Eigentlich war er uns nämlich schon von einem Bild vertraut. Mein Onkel Jakob war Kürschner, und während er in den Wirren des Krieges verschwand, blieb eine sonderbare Wandkarte zurück. Auf dieser die ganze Welt darstellenden Karte waren sämtliche Pelztiere abgebildet, deren Fell im Handwerk meines Onkels in irgendeiner Form genutzt wurde – vom fantastisch weißen Hermelin inmitten der Eisberge am Nordpol bis hin zum gewöhnlichen Feldhasen, der genau über unserem Wohnort platziert war. Wir entdeckten diese fabelhaften, wertvollen Tiere mit den prachtvollen Schwänzen und dem funkensprühenden Fell, jedes mit einer Nummer in einem kleinen Kreis gekennzeichnet, in den Tundren der Mongolei und den Wüsten Arabiens. Da waren der bunt gestreifte tasmanische Wolf, der strubbelige Marderhund vom Ussuri, die nur auf Madagaskar heimische Raubkatze Fossa, der langohrige Fuchs aus Südafrika und die Zibetkatze mit den kurzen Beinen, die bei den Ruinen der